

**www.e-rara.ch**

## **Die Lieder der Jugend**

**Bern, 1841**

**Schweizerisches Institut für Kinder- und Jugendmedien SIKJM**

Shelf Mark: KE LIE 1841 Ed.2

Persistent Link: <https://doi.org/10.3931/e-rara-15557>

Zweiter Anhang. Prosa.

---

### **www.e-rara.ch**

Die Plattform e-rara.ch macht die in Schweizer Bibliotheken vorhandenen Drucke online verfügbar. Das Spektrum reicht von Büchern über Karten bis zu illustrierten Materialien – von den Anfängen des Buchdrucks bis ins 20. Jahrhundert.

e-rara.ch provides online access to rare books available in Swiss libraries. The holdings extend from books and maps to illustrated material – from the beginnings of printing to the 20th century.

e-rara.ch met en ligne des reproductions numériques d'imprimés conservés dans les bibliothèques de Suisse. L'éventail va des livres aux documents iconographiques en passant par les cartes – des débuts de l'imprimerie jusqu'au 20e siècle.

e-rara.ch mette a disposizione in rete le edizioni antiche conservate nelle biblioteche svizzere. La collezione comprende libri, carte geografiche e materiale illustrato che risalgono agli inizi della tipografia fino ad arrivare al XX secolo.

---

**Nutzungsbedingungen** Dieses Digitalisat kann kostenfrei heruntergeladen werden. Die Lizenzierungsart und die Nutzungsbedingungen sind individuell zu jedem Dokument in den Titelinformationen angegeben. Für weitere Informationen siehe auch [Link]

**Terms of Use** This digital copy can be downloaded free of charge. The type of licensing and the terms of use are indicated in the title information for each document individually. For further information please refer to the terms of use on [Link]

**Conditions d'utilisation** Ce document numérique peut être téléchargé gratuitement. Son statut juridique et ses conditions d'utilisation sont précisés dans sa notice détaillée. Pour de plus amples informations, voir [Link]

**Condizioni di utilizzo** Questo documento può essere scaricato gratuitamente. Il tipo di licenza e le condizioni di utilizzo sono indicate nella notizia bibliografica del singolo documento. Per ulteriori informazioni vedi anche [Link]

Zweiter Anhang.

Prosa.

Handwritten text, possibly a name or title, appearing as a faint watermark or bleed-through from the reverse side of the page.

Handwritten text, possibly a date or a short phrase, appearing as a faint watermark or bleed-through from the reverse side of the page.

### Das tapfere Schneiderlein.

An einem Sommermorgen saß ein Schneiderlein auf seinem Tisch am Fenster, war guter Dinge, und nähte aus Leibeskräften. Da kam eine Bauersfrau die Straße herab, und rief „gut Mus feil! gut Mus feil!“ Das klang dem Schneiderlein lieblich in die Ohren, es steckte sein zartes Haupt zum Fenster hinaus, und rief „hier herauf, liebe Frau, hier wird sie ihre Waare los.“ Die Frau stieg die drei Treppen mit ihrem schweren Korbe zu dem Schneider herauf, und mußte die Töpfe sämtlich vor ihm auspacken. Er besah sie alle, hob sie in die Höhe, hielt die Nase dran, und sagte endlich „das Mus scheint mir gut, wieg sie mir doch vier Loth ab, liebe Frau, wenn's auch ein Viertelfund ist, kommt es mir nicht darauf an. Die Frau, welche gehofft hatte, einen guten Absatz zu finden, gab ihm was er verlangte, ging aber ganz ärgerlich und brummig fort. „Nun das Mus soll mir Gott gesegnen,“ rief das Schneiderlein, „und soll mir Kraft und Stärke geben,“ holte das

Brod aus dem Schrank, schnitt sich ein Stück über den ganzen Laib, und strich das Mus darüber. „Das wird nicht bitter schmecken,“ sprach er, „aber erst will ich den Wams fertig machen, eh ich anbeisse.“ Er legte das Brod neben sich, nähte weiter, und machte vor Freude immer größere Stiche. Indes stieg der Geruch von dem süßen Mus hinauf an die Wand, wo die Fliegen in großer Menge saßen, so daß sie herangezogen wurden, und sich schaarenweis darauf niederließen. „Ei, wer hat euch eingeladen?“ sprach das Schneiderlein, und jagte die ungebetenen Gäste fort. Die Fliegen aber, die kein deutsch verstanden, ließen sich nicht abweisen, sondern kamen in immer größerer Gesellschaft wieder. Da lief dem Schneiderlein endlich, wie man sagt, die Laus über die Leber, es langte aus seiner Hölle nach einem Tuchlappen, und „wart, ich will es euch geben!“ schlug es unbarmherzig drauf. Als es abzog und zählte, so lagen nicht weniger als sieben vor ihm todt, und streckten die Beine. „Bist du so ein Kerl?“ sprach er, und mußte selbst seine Tapferkeit bewundern, „das soll die ganze Stadt erfahren.“ Und in der Hast schnitt sich das Schneiderlein einen Gürtel, nähte ihn, und stickte mit großen Buchstaben darauf „Siebene auf einen Streich!“ „Ei was Stadt!“ sprach er weiter „die ganze Welt soll's erfahren!“ und sein Herz wackelte ihm vor Freude wie ein Lämmerschwänzchen.

Der Schneider band sich den Gürtel um den Leib, und wollte in die Welt hinaus, weil er meinte, die Werkstätte sei zu klein für seine Tapferkeit. Er er

abzog, suchte er im Haus herum, ob nichts da wäre, was er mitnehmen könnte, er fand aber nichts als einen alten Käse, den er einsteckte. Vor dem Thore bemerkte er einen Vogel, der sich im Gesiräuch gefangen hatte, der mußte zu dem Käse in die Tasche. Nun nahm er den Weg tapfer zwischen die Beine, und weil er leicht und behend war, fühlte er keine Müdigkeit. Der Weg führte ihn auf einen Berg, und als er den höchsten Gipfel erreicht hatte, so saß da ein gewaltiger Riese, und schaute sich ganz gemächlich um. Das Schneiderlein ging beherzt auf ihn zu, redete ihn an und sprach „guten Tag, Kamerad, gelt, du sitzt da, und bestiebst dir die weitläufige Welt? ich bin eben auf dem Wege dahin, und will mich versuchen. Hast du Lust mit zu gehen?“ Der Riese sah den Schneider verächtlich an, und sprach „du miserabler Kerl!“ „Das wäre!“ antwortete das Schneiderlein, knöpfte den Rock auf, und zeigte dem Riesen den Gürtel, „da kannst du lesen, was ich für ein Mann bin.“ Der Riese las „Siebene auf einen Streich,“ meinte das wären Menschen gewesen, die der Schneider erschlagen hätte, und kriegte ein wenig Respekt vor dem kleinen Kerl. Doch wollte er ihn erst prüfen, nahm einen Stein in die Hand, und drückte ihn zusammen, daß das Wasser heraus tropfte. „Das mach mir nach,“ sprach der Riese, „wenn du Stärke hast.“ „Ist weiter nichts?“ sagte das Schneiderlein, „das ist bei unser Einem Spielwerk,“ griff in die Tasche, holte den weichen Käse, und drückte ihn, daß der Saft herauslief. „Gelt,“ sprach er, „das war ein wenig besser?“

Der Riese wußte nicht, was er sagen sollte, und konnte es von dem Männlein nicht glauben. Da hob der Riese einen Stein auf, und warf ihn so hoch, daß man ihn mit den Augen kaum noch sehen konnte: „nun, du Erpelmannchen, das thu mir nach.“ „Gut geworfen,“ sagte der Schneider, „aber der Stein hat doch wieder zur Erde herabfallen müssen, ich will dir einen werfen, der soll gar nicht wieder kommen;“ griff in die Tasche, nahm den Vogel, und warf ihn in die Luft. Der Vogel, froh über seine Freiheit, stieg auf, flog fort, und kam nicht wieder. „Wie gefällt dir das Stückchen, Kamerad?“ fragte der Schneider. „Werfen kannst du wohl,“ sagte der Riese, „aber nun wollen wir sehen, ob du im Stande bist, etwas Ordentliches zu tragen.“ Er führte das Schneiderlein zu einem mächtigen Eichbaum, der da gefällt auf dem Boden lag, und sagte: „wenn du stark genug bist, so hilf mir den Baum aus dem Wald heraus tragen.“ „Gerne,“ antwortete der kleine Mann, „nimm du nur den Stamm auf deine Schulter, ich will die Aeste mit dem Gezweige aufheben und tragen, das ist doch das Schwerste. Der Riese nahm den Stamm auf die Schulter, der Schneider aber setzte sich auf einen Ast, und der Riese, der sich nicht umsehen konnte, mußte den ganzen Baum und das Schneiderlein noch obendrein forttragen. Es war da hinten ganz lustig und guter Dinge, piff das Liedchen „es ritten drei Schneider zum Thore hinaus,“ als wäre das Baumtragen ein Kinderspiel. Der Riese, nachdem er ein Stück Wegs die schwere Last fortge-

schleppt hatte, konnte nicht weiter, und rief: „hör, ich muß den Baum fallen lassen.“ Der Schneider sprang behendiglich herab, faßte den Baum mit beiden Armen, als wenn er ihn getragen hätte, und sprach zum Riesen „du bist ein so großer Kerl, und kannst den Baum nicht einmal tragen.“ +

Sie gingen zusammen weiter, und als sie an einem Kirschbaum vorbei kamen, faßte der Riese die Krone des Baums, wo die zeitigsten Früchte hingen, bog sie herab, gab sie dem Schneider in die Hand, und hieß ihn essen. Das Schneiderlein aber war viel zu schwach, um den Baum zu halten, und als der Riese los ließ, fuhr der Baum in die Höhe, und der Schneider ward mit in die Luft geschleudert. „Was ist das?“ sprach der Riese, „hast du nicht Kraft, die schwache Gerte zu halten?“ „An der Kraft fehlt es nicht,“ antwortete das Schneiderlein, „meinst du das wäre etwas für Einen, der Siebene mit einem Streich getroffen hat? ich bin über den Baum gesprungen, weil die Jäger da unten in das Gebüsch schießen. Spring nach, wenn du's vermagst.“ Der Riese machte den Versuch, konnte aber nicht über den Baum kommen, sondern blieb in den Ästen hängen, also daß das Schneiderlein auch hier die Oberhand behielt.

Der Riese sprach „wenn du ein so tapferer Kerl bist, so komm mit in unsere Höhle, und übernachte bei uns.“ Das Schneiderlein war bereit und folgte ihm. Als sie in der Höhle anlangten, saßen da noch andere Riesen beim Feuer, und jeder hatte ein gebra-

tenes Schaf in der Hand, und aß davon. Das Schneiderlein sah sich um und dachte „es ist doch hier viel weitläufiger als in meiner Werkstatt.“ Der Riese wies ihm ein Bett an, und sagte, er solle sich hinein legen und ausschlafen. Dem Schneiderlein war aber das Bett zu groß, er legte sich nicht hinein, sondern kroch in eine Ecke. Als es Mitternacht war, und der Riese meinte das Schneiderlein läge in tiefem Schlafe, so stand er auf, nahm eine große Eisenstange und schlug das Bett mit einem Schlag durch, und meinte, er hätte dem Grashüpfer den Garaus gemacht. Mit dem frühesten Morgen gingen die Riesen in den Wald, und hatten das Schneiderlein ganz vergessen, da kam es auf einmal ganz lustig und fecklich daher geschritten. Die Riesen erschrocken, fürchteten, es schlänge sie Alle todt, und liefen in einer Hast fort.

Das Schneiderlein zog weiter, immer seiner spitzen Nase nach. Nachdem es lange gewandert war, kam es in den Hof eines königlichen Palastes, und da es müde war, so legte es sich ins Gras, und schlief ein. Während es da lag, kamen die Leute, betrachteten es von allen Seiten, und lasen auf dem Gürtel „Siebene auf einen Streich!“ „Ach,“ sprachen sie, „was will der große Kriegsheld hier mitten im Frieden? Das muß ein mächtiger Herr sein.“ Sie giengen und meldeten es dem König, und meinten, wenn Krieg ausbrechen sollte, wäre das ein wichtiger und nützlicher Mann, den man um keinen Preis fortlassen dürfte. Dem König gefiel der Rath, und er schickte einen von seinen

Hofleuten an das Schneiderlein ab, der sollte ihm, wenn er aufgewacht wäre, Kriegsdienste anbieten. Der Abgesandte blieb bei dem Schläfer stehen, wartete bis er seine Glieder streckte und die Augen aufmachte, und brachte dann seinen Antrag vor. „Eben deshalb bin ich hieher gekommen,“ antwortete er, „und bin bereit, in des Königs Dienste zu treten. Also ward er ehrenvoll empfangen, und ihm eine besondere Wohnung angewiesen.

Die Kriegsleute aber waren dem Schneiderlein aufgefessen, und wünschten, es wäre tausend Meilen weit weg. „Was soll daraus werden?“ sprachen sie unter einander, „wenn wir Hank mit ihm kriegen, und er haut zu, so fallen auf jeden Streich Siebene. Da kann unser Einer nicht bestehen.“ Also faßten sie einen Entschluß, begaben sich allesammt zum König, und baten um ihren Abschied. „Wir sind nicht gemacht,“ sprachen sie, „neben einem so starken Mann auszuhalten, der Siebene auf einen Streich schlägt.“ Der König war traurig, daß er um des Einen willen alle seine treuen Diener verlieren sollte, wünschte, daß seine Augen ihn nie gesehen hätten, und wäre ihn gern wieder los gewesen. Aber er getraute sich nicht, ihm den Abschied zu geben, weil er fürchtete, er möchte ihn sammt seinem Volke todt schlagen, und sich auf den königlichen Thron setzen. Er sann lange hin und her, endlich fand er einen Rath. Er schickte zu dem Schneiderlein, und ließ ihm sagen, weil er ein so großer Kriegsheld wäre, so wollte er ihm ein Anerbieten machen. In einem

Walde seines Landes hausten zwei Riesen, die mit Rauben, Morden, Sengen und Brennen großen Schaden stifteten: Niemand dürfte sich ihnen nahen, ohne sich in Lebensgefahr zu sehen. Wenn er diese beiden Riesen überwände und tödtete, so wollte er ihm seine einzige Tochter zur Gemahlin geben und das halbe Königreich zur Ehesteuer; auch sollten hundert Reiter mit ziehen und ihm Beistand leisten. „Das wäre so etwas für einen Mann, wie du bist,“ dachte das Schneiderlein, „eine schöne Königstochter und ein halbes Königreich wird einem nicht alle Tage angeboten.“ „O ja,“ gab er zur Antwort, „die Riesen will ich schon bändigen, und habe die hundert Reiter dabei gar nicht nöthig: wer Siebene auf einen Streich trifft, braucht sich vor Zweien nicht zu fürchten.“

Das Schneiderlein zog aus und die hundert Reiter folgten ihm. Als er zu dem Rand des Waldes kam, sprach er zu seinen Begleitern „bleibt hier nur halten, ich will schon allein mit den Riesen fertig werden.“ Dann sprang er in den Wald hinein, und schaute sich rechts und links um. Ueber ein Weilchen erblickte er beide Riesen, sie lagen unter einem Baume, und schliefen und schnarchten dabei, daß sich die Aeste auf und nieder bogen. Das Schneiderlein, nicht faul, las beide Taschen voll Steine, und stieg damit auf den Baum. Als es in der Mitte war, rutschte es auf einem Ast bis es gerade über die Schläfer zu sitzen kam, und ließ dem einen Riesen einen Stein nach dem andern auf die Brust fallen. Der Riese spürte lange

nichts, bis er endlich aufwachte, seinen Gesellen anfließ und sprach „ei, was schlägst du mich.“ „Du träumst“ sagte der andere, „ich schlage dich nicht.“ Sie legten sich wieder zum Schlaf, da warf der Schneider auf den zweiten einen Stein herab. „Was soll das?“ rief dieser jetzt, „warum wirfst du mich?“ „Ich werfe dich nicht, du mußt träumen,“ antwortete der erste. Sie zankten sich eine Weile herum, doch weil sie müde waren, ließen sie es gut sein, und die Augen fielen ihnen wieder zu. Das Schneiderlein fieng sein Spiel von Neuem an, suchte den dicksten Stein aus, und warf ihn dem ersten Riesen mit aller Gewalt auf die Brust. „Das ist zu arg!“ schrie dieser, sprang wie ein Unsinniger auf, und fiel über seinen Gesellen her; dieser zahlte ihn mit gleicher Münze, und sie geriethen in solche Wuth, daß sie Bäume ausrissen und aufeinander los schlugen, und ließen nicht eher ab, als bis sie Beide todt auf der Erde lagen. Nun sprang das Schneiderlein herab. „Ein Glück nur,“ sprach es, „daß sie den Baum, auf dem ich saß, nicht ausgerissen haben, sonst hätt ich wie ein Eichhörnchen auf einen andern springen müssen: doch unser Einer ist flüchtig!“ Es zog sein Schwert, und verfezte Jedem ein paar tüchtige Hiebe in die Brust, dann gieng es hinaus zu den Reitern, und sprach „ich habe Beiden den Garaus gemacht, hart ist es hergegangen, und sie haben in der Noth Bäume ausgerissen und sich gewehrt, aber es hilft Alles Nichts, wenn Einer kommt wie ich, der Siebene auf einen Streich schlägt.“ „Seid ihr denn nicht ver-

wundet?“ fragten die Reiter. „Das hat gute Wege,“ antwortete der Schneider, „kein Haar haben sie mir gekrümmt.“ Die Reiter wollten ihm keinen Glauben beimessen, und ritten in den Wald hinein, da fanden sie die Riesen in ihrem Blute schwimmend, und rings herum lagen die ausgerissenen Bäume.

Das Schneiderlein verlangte von dem König die versprochene Belohnung, diesen aber reute sein Versprechen, und er sann auf's Neue, wie er sich den Helden vom Halse schaffen könnte. „Ehe du meine Tochter und das halbe Reich erhältst,“ sprach er zu ihm, „mußt du noch eine Heldenthats vollbringen. In dem Walde läuft ein Einhorn, das großen Schaden anrichtet, das mußt du erst einfangen.“ „Vor einem Einhorne fürchte ich mich noch weniger als vor zwei Riesen: Siebene auf einen Streich, das ist meine Sache.“ Er nahm sich einen Strick und eine Art mit, und ging hinaus in den Wald, und hieß abermals die, welche ihm zugeordnet waren, außen warten. Er brauchte nicht lange zu suchen, das Einhorn kam bald daher gesprungen und geradezu auf den Schneider los, als wollte es ihn ohne Umstände aufspießen. „Sachte, sachte,“ sprach er, „so geschwind geht das nicht,“ blieb stehen, und wartete bis das Thier ganz nahe war, dann sprang er behendiglich hinter den Baum, und das Einhorn rannte mit aller Kraft gegen den Baum, und spießte sein Horn so fest in den Stamm, daß es nicht Kraft genug hatte, es wieder heraus zu ziehen, und gefangen war. „Jetzt hab ich das Vöglein,“ sagte der Schneider,

kam hinter dem Baum hervor, legte dem Einhorn den Strick um den Hals, hieb mit der Art das Horn aus dem Baum, und führte es vor den König.

Der König aber wollte ihm den verheißenen Lohn noch nicht gewähren, sondern verlangte von dem Schneiderlein, es müßte ihm vor der Hochzeit erst ein Wildschwein fangen, das in dem Walde großen Schaden that. Die Jäger sollten ihm Beistand leisten. „Gerne,“ sprach der Schneider, „das ist Kinderspiel.“ Die Jäger nahm er nicht mit in den Wald, und sie waren's wohl zufrieden, denn das Wildschwein hatte sie schon mehrmals so empfangen, daß sie keine Lust hatten, ihm nachzustellen. Das Schwein, als es den Schneider erblickte, lief mit schäumendem Munde und wehenden Zähnen auf ihn zu, und wollte ihn zur Erde werfen; der flüchtige Held aber sprang in eine Kapelle, die in der Nähe war, aber auch gleich oben zum Fenster in einem Satz wieder hinaus. Das Schwein war hinter ihm her gelaufen, er aber hüpfte außen herum, und schlug die Thüre hinter ihm zu; da war das wüthende Thier gefangen, das viel zu plump war, um zu dem Fenster hinaus zu springen. Das Schneiderlein rief die Jäger herbei, die mußten den Gefangenen mit eigenen Augen sehen; der Held aber begab sich zum Könige, der nun, er mochte wollen oder nicht, sein Versprechen halten und ihm seine Tochter und das halbe Königreich übergeben mußte. Hätte er gewußt, daß kein Kriegsheld, sondern ein Schneiderlein vor ihm stand, es wäre ihm noch mehr zu Herzen gegangen.

Die Hochzeit ward also mit großer Pracht und kleiner Freude gehalten, und aus einem Schneider ein König gemacht.

Nach einige Zeit hört die junge Königin in der Nacht wie ihr Gemahl im Traume sprach „Junge, mach mir den Wams und flic mir die Hosen, oder ich will dir die Elle über die Ohren schlagen.“ Da merkte sie in welcher Gasse der junge Herr geboren war, klagte am andern Morgen ihrem Vater ihr Leid, und bat, er möchte ihr von dem Manne helfen, der nichts Anders als ein Schneider wäre. Der König sprach ihr Trost zu, und sagte „laß in der nächsten Nacht deine Schlafkammer offen, meine Diener sollen außen stehen und, wenn er eingeschlafen ist, hineingehen, ihn binden und auf ein Schiff tragen, das ihn fortführt. Die Frau war damit zufrieden, des Königs Waffenträger aber, der Alles mit angehört hatte, war dem jungen Herrn gewogen, und hinterbrachte ihm den ganzen Anschlag. „Dem Ding will ich einen Niegel vorschieben,“ sagte das Schneiderlein. Abends legte es sich zu gewöhnlicher Zeit mit seiner Frau zu Bett; als sie glaubte, er sei eingeschlafen, stand sie auf, öffnete die Thüre, und legte sich wieder. Das Schneiderlein, das sich nur stellte als wenn es schlief, steng an mit heller Stimme zu rufen „Junge, mach mir den Wams, und flic mir die Hosen, oder ich will dir die Elle über die Ohren schlagen! ich habe Siebene mit einem Streich getroffen, zwei Riesen getödtet, ein Einhorn fortgeführt, und ein Wildschwein gefangen, und sollte mich vor denen

fürchten, die draußen vor der Kammer stehen!“ Als diese den Schneider also sprechen hörten, überkam sie eine große Furcht, sie liefen, als wenn das wilde Heer hinter ihnen wäre, und keiner wollte sich mehr an ihn wagen. Also war und blieb das Schneiderlein sein Lebtag ein König.

---

### Strohalm, Kohle und Bohne.

In einem Dorfe wohnte eine arme alte Frau, die hatte ein Gericht Bohnen zusammen gebracht, und wollte sie kochen. Sie machte also auf ihrem Herd ein Feuer zurecht, und damit es desto schneller brennen sollte, zündete sie es mit einer Hand voll Stroh an. Als sie die Bohnen in den Topf schüttete, entfiel ihr unbemerkt eine, die auf dem Boden neben einen Strohhalm zu liegen kam; bald darnach sprang auch eine glühende Kohle vom Herd zu den Beiden herab. Da fieng der Strohhalm an, und sprach „liebe Freunde, von wannen kommt ihr her?“ Die Kohle antwortete ich bin zu gutem Glück dem Feuer entsprungen, und hätte ich das nicht mit Gewalt durchgeseht, so war mir der Tod gewiß; ich wäre zu Asche verbrannt.“ Die Bohne sagte: „ich bin auch noch mit heiler Haut davon gekommen, aber hätte mich die Alte in den Topf gebracht,

ich wäre ohne Barmherzigkeit zu Brei gekocht worden, wie alle meine Kamaraden.“ „Wäre mir denn ein besser Schicksal zu Theil geworden?“ sprach das Stroh, „alle meine Brüder hat die Alte in Feuer und Rauch aufgehen lassen, sechszig hat sie auf einmal gepackt, und um's Leben gebracht. Glücklicherweise bin ich ihr zwischen den Fingern durchgeschlüpft.“ „Was sollen wir aber nun anfangen?“ sprach die Kohle. „Ich meine,“ antwortete die Bohne, „weil wir so glücklich dem Tode entronnen sind, so wollen wir uns als gute Gefellen zusammen halten, und damit uns hier nicht wieder ein neues Unglück ereilt, gemeinschaftlich auswandern, und in ein fremdes Land ziehen.“

Der Vorschlag gefiel den beiden Andern, und sie machten sich miteinander auf den Weg. Bald aber kamen sie an einen kleinen Bach, und da keine Brücke oder Steg da war, so wußten sie nicht, wie sie hinüber kommen sollten. Der Strohalm fand guten Rath, und sprach „ich will mich quer über legen, so könnt ihr auf mir wie auf einer Brücke hinüber gehen.“ Der Strohhalm streckte sich also von einem Ufer zum andern, und die Kohle, die von hitziger Natur war, trippelte auch ganz feck auf die neugebaute Brücke. Als sie aber in die Mitte gekommen war, und unter ihr das Wasser rauschen hörte, ward ihr doch angst, sie blieb stehen, und getraute nicht weiter. Der Strohalm aber fieng an zu brennen, zerbrach in zwei Stücke und fiel in den Bach; die Kohle rutschte nach, zischte wie sie in's Wasser kam, und gab den Geist auf. Die

Bohne, die vorsichtigerweise noch auf dem Ufer zurückgeblieben war, mußte über die Geschichte lachen, konnte nicht aufhören, und lachte so gewaltig, daß sie zerplatzte. Nun war es ebenfalls um sie geschehen, wenn nicht zu gutem Glück ein Schneider, der auf der Wanderschaft war, sich an diesem Bach ausgeruht hätte. Weil er ein mitleidiges Herz hatte, so holte er Nadel und Zwirn heraus, und nähte sie zusammen. Die Bohne bedankte sich bei ihm auf's Schönste, aber da er schwarzen Zwirn gebraucht hatte, so haben seit der Zeit alle Bohnen eine schwarze Naht.

---

### Doktor Allwissend.

Es war einmal ein armer Bauer Namens Krebs, der fuhr mit zwei Ochsen ein Fuder Holz in die Stadt, und verkaufte es für zwei Thaler an einen Doktor. Wie ihm nun das Geld ausbezahlt wurde, saß der Doktor gerade zu Tisch, da sah der Bauer, was er schön aß und trank, und das Herz ging ihm danach auf, und er wäre auch gern ein Doktor gewesen. Also blieb er noch ein Weilchen stehen, und fragte endlich, ob er nicht auch könnte ein Doktor werden. „Ja,“ sagte der Doktor, „das ist bald geschehen. Erstlich kauf dir ein Abebuch, so ist eins, wo vorne ein

Göckelhahn drin ist; zweitens, mache deinen Wagen und deine zwei Ochsen zu Geld und schaffe dir damit Kleider an, und was sonst zur Doktorei gehört; drittens laß dir ein Schild malen, mit den Worten „ich bin der Doktor Allwissend“, und laß das oben über deine Hausthür nageln.“ Der Bauer that Alles, wie's ihm geheißen war. Als er nun ein wenig gedoktert hatte, aber noch nicht viel, ward einem reichen großen Herrn Geld gestohlen. Da ward ihm von dem Doktor Allwissend gesagt, der in dem und dem Dorfe wohnte, und auch wissen mußte, wo das Geld hingekommen wäre. Also ließ der Herr seinen Wagen anspannen, fuhr hinaus in's Dorf, und fragte bei ihm an „ob er der Doktor Allwissend wäre?“ „Ja, der wär er.“ „So sollte er mitgehen, und das gestohlene Geld wieder schaffen.“ „O ja, aber die Grethe, seine Frau, mußte auch mit.“ Der Herr war das zufrieden, ließ sie Beide in den Wagen sitzen, und sie fuhren zusammen fort. Als sie auf den adelichen Hof kamen, war der Tisch gedeckt, da sollte er erst mitessen. „Ja, aber seine Frau, die Grethe, auch,“ sagte er, und setzte sich mit ihr hinter den Tisch. Wie nun der erste Bediente mit einer Schüssel schönem Essen kam, stieß der Bauer seine Frau an, und sagte „Grethe, das war der erste,“ und meinte es wäre derjenige, welcher das erste Essen brächte. Der Bediente aber meinte, er hätte damit sagen wollen „das ist der erste Dieb“ und weil er's nun wirklich war, ward ihm angst, und er sagte draußen zu seinen Kameraden „der Doktor weiß Alles, wir kommen übel an, er hat gesagt, ich wäre

der erste.“ Der zweite wollte gar nicht herein, er mußte aber doch. Wie er nun mit seiner Schüssel herein kam, stieß der Bauer seine Frau an „Gretche, das ist der zweite.“ Dem Bedienten ward ebenfalls angst, und er machte daß er hinaus kam. Dem dritten gings nicht besser, der Bauer sagte wieder „Gretche, das ist der dritte.“ Der vierte mußte eine verdeckte Schüssel hereintragen, und der Herr sprach zum Doktor, er sollte seine Kunst zeigen, und rathen, was darunter läge; es waren aber Krebsse. Der Bauer sah die Schüssel an, wußte nicht, wie er sich helfen sollte, und sprach „ach ich armer Krebs!“ Wie der Herr das hörte, rief er „da, er weiß es, nun weiß er auch wer das Geld hat.“

Dem Bedienten aber ward gewaltig angst, und er blinzelte den Doktor an, er möchte einmal heraus kommen. Wie er nun hinaus kam, gestanden sie ihm alle Biere, sie hätten das Geld gestohlen; sie wollten's ja gerne heraus geben, und ihm eine schwere Summe dazu, wenn er sie nicht verrathen wollte; es ging ihnen sonst an den Hals. Sie führten ihn auch hin, wo das Geld versteckt lag. Damit war der Doktor zufrieden, ging wieder hinein, und sprach „Herr, nun will ich in meinem Buch suchen, wo das Geld steckt. Der fünfte Bediente aber froch in den Ofen, und wollte hören, ob der Doktor noch mehr wüßte. Der saß aber, und schlug sein Abbuch auf, blätterte hin und her, und suchte den Göckelhahn. Weil er ihn nun nicht gleich finden konnte, sprach er „du bist doch darinn, und mußt auch heraus.“ Da meinte der im Ofen, er wäre gemeint/

sprang voller Schrecken überaus, und rief „der Mann weiß Alles.“ Nun zeigte der Doktor Allwissend dem Herrn, wo das Geld lag, sagte aber nicht wer's gestohlen hatte, bekam von beiden Seiten viel Geld zur Belohnung, und ward ein berühmter Mann.

### Die treuen Thiere.

Es war einmal ein Mann, der hatte gar nicht viel Geld, und mit dem wenigen, das ihm übrig blieb, zog er in die weite Welt. Da kam er in ein Dorf, wo die Jungen zusammen liefen, schrien und lärmten. „Was habt ihr vor, ihr Jungen?“ fragte der Mann. „Ei,“ antworteten sie, „da haben wir eine Maus, die muß uns tanzen, seht einmal, was das für ein Spaß ist! wie die herumtrippelt!“ Den Mann aber dauerte das arme Thierchen, und er sprach „laßt die Maus laufen, ihr Jungen, ich will euch auch Geld geben.“ Da gab er ihnen Geld, und sie ließen die Maus gehen, die lief, was sie konnte, in ein Loch hinein. Der Mann ging fort, und kam in ein anderes Dorf, da hatten die Jungen einen Affen, der mußte tanzen und Purzelbäume machen, und sie lachten darüber, und ließen dem Thier keine Ruh. Da gab ihnen der Mann auch Geld, damit sie den Affen losließen. Danach kam der Mann in ein

drittes Dorf, da hatten die Jungen einen Bären, der mußte sich aufrecht setzen und tanzen, und wenn er dazu brummte, war's ihnen eben recht. Da kaufte ihn der Mann auch los, und der Bär war froh, daß er wieder auf seine vier Beine kam, und trabte fort.

Der Mann aber hatte nun sein bischen übriges Geld ausgegeben, und hatte keinen rothen Heller mehr in der Tasche. Da sprach er zu sich selber „der König hat so viel in seiner Schatzkammer, was er nicht braucht, Hungers kannst du nicht sterben, du willst da etwas nehmen, und wenn du wieder zu Geld kommst, kannst du's ja wieder hinein legen. Also machte er sich über die Schatzkammer, und nahm sich ein wenig davon, allein beim Herausschleichen ward er von den Leuten des Königs erwischt. Sie sagten, er wäre ein Dieb, und führten ihn vor Gericht, und weil er Unrecht gethan hatte, ward er verurtheilt, daß er in einem Kasten sollte auf's Wasser gesetzt werden. Der Kastendeckel war voll Löcher, damit Luft hinein konnte; auch ward ihm ein Krug Wasser und ein Laib Brod mit hinein gegeben. Wie er nun so auf dem Wasser schwamm und recht in Angst war, hörte er was krabbeln am Schloß, nagen und schrauben: auf einmal springt das Schloß auf, und der Deckel fährt in die Höhe, und stehen da Maus, Affe und Bär, die hatten's gethan; weil er ihnen geholfen hatte, wollten sie ihm wieder helfen. Nun wußten sie aber nicht, was sie noch weiter thun sollten, und rathschlagten mit einander. Endem kam ein weißer Stein auf dem Wasser daher geschwommen, der sah

aus, wie ein rundes Ei. Da sagte der Bär „der kommt zu rechter Zeit, das ist ein Wunderstein, wem der eigen ist, der kann sich wünschen, wozu er nur Lust hat.“ Da fieng der Mann den Stein, und wie er ihn in der Hand hielt, wünschte er sich ein Schloß mit Garten und Marstall, und kaum hatte er den Wunsch gesagt, so saß er in dem Schloß mit dem Garten und dem Marstall, und war Alles so schön und prächtig, daß er sich nicht genug verwundern konnte.

Nach einiger Zeit zogen Kaufleute des Wegs vorbei. „Sehe Einer,“ riefen sie, „was da für ein herrliches Schloß steht, und das leztmal, wie wir vorbei kamen, lag da noch schlechter Sand.“ Weil sie nun neugierig waren, gingen sie hinein, und erkundigten sich bei dem Mann wie er Alles so geschwind hätte bauen können. Da sprach er „das hab ich nicht gethan, sondern mein Wunderstein.“ „Was ist das für ein Stein?“ fragten sie. Da gieng er hin und holte ihn, und zeigte ihn den Kaufleuten. Sie hatten große Lust dazu, und fragten „ob er nicht zu erhandeln wäre,“ auch boten sie ihm alle ihre schönen Waaren dafür. Dem Manne stachen die Waaren in die Augen, und weil das Herz unbeständig ist, ließ er sich bethören, und meinte, die schönen Waaren wären mehr werth, als sein Wunderstein, und gab ihn hin. Kaum aber hatte er ihn aus den Händen gegeben, da war auch alles Glück dahin, und er saß auf einmal wieder in dem verschlossenen Kasten auf dem Fluß, und hatte nichts als einen Krug Wasser und einen Laib Brod. Die treuen Thiere, Maus,

Affe und Bär, wie sie sein Unglück sahen, kamen wieder herbei und wollten ihm helfen, aber sie konnten nicht einmal das Schloß aufsprengen, weil's viel fester war als das erstemal. Da sprach der Bär „wir müssen den Wunderstein wieder schaffen, oder es ist alles umsonst.“ Weil nun die Kaufleute in dem Schloß noch wohnten, gingen die Thiere mit einander dahin, und wie sie nahe dabei kamen, sagte der Bär „Maus, guck einmal durchs Schlüsselloch, und sieh, was anzufangen ist; du bist klein, dich merkt kein Mensch.“ Die Maus war willig, kam aber wieder und sagte „es geht nicht, ich habe hinein geguckt, der Stein hängt unter dem Spiegel an einem rothen Bändchen, und hüben und drüben sitzen ein paar große Katzen mit feurigen Augen, die sollen ihn bewachen.“ Da sagten die andern „geh nur wieder hinein, und warte bis der Herr im Bett liegt und schläft, dann schleich dich durch ein Loch hinein, und kriech auf's Bett, und zwick ihn an der Nase, und beiß ihm seine Haare ab.“ Die Maus ging wieder hinein, und that wie die andern gesagt hatten, und der Herr wachte auf, rieb sich die Nase, war ärgerlich, und sprach „die Katzen taugen nichts, sie lassen die Mäuse herein, die mir die Haare vom Kopf abbeißen,“ und jagte sie alle beide fort. Da hatte die Maus gewonnen Spiel.

Wie nun der Herr die andere Nacht wieder eingeschlafen war, machte sich die Maus hinein, knuperte und nagte an dem rothen Band, woran der Stein hing, so lange bis es entzwei war, und der Stein

herunter fiel: dann schleifte sie ihn bis zur Hausthür. Das ward aber der armen kleinen Maus recht sauer, und sie sprach zum Affen, der schon auf der Lauer stand „nimm du nun deine Pfote, und hol's ganz heraus.“ Das war dem Affen ein Leichtes, der nahm den Stein in die Hand, und sie gingen so mit einander bis zum Fluß. Da sagte der Affe „wie sollen wir nun zu dem Kasten kommen?“ Der Bär antwortete „das ist bald geschehen, ich geh in's Wasser und schwimme; Affe, setz du dich auf meinen Rücken, halt dich aber mit deinen Händen fest, und nimm den Stein in's Maul; Mäuschen du kannst dich in mein rechtes Ohr sehen.“ Also thaten sie, und schwammen den Fluß hinab. Nach einiger Zeit wars dem Bären so still, fing an zu schwätzen, und sagte „hör, Affe, wir sind doch brave Kameraden, was meinst du?“ Der Affe aber antwortete nicht und schwieg still. „Ist das Manier?“ sagte der Bär, „willst du deinem Kameraden keine Antwort geben? ein schlechter Kerl, der nicht antwortet!“ Da konnte sich der Affe nicht länger zurückhalten, er ließ den Stein in's Wasser fallen, und rief „dummer Kerl, wie konnt' ich mit dem Stein im Mund dir antworten? jetzt ist er verloren, und daran bist du Schuld.“ „Sank nur nicht,“ sagte der Bär, „wir wollen schon etwas erdenken.“ Da berathschlagten sie sich, und riefen die Laubfrösche, Unken und alles Gethier, das im Wasser lebt, zusammen, und sagten „es wird ein gewaltiger Feind über euch kommen, macht, daß ihr Steine zusammen schafft, so viel ihr könnt,

so wollen wir euch eine Mauer bauen, die euch schützt.“ Da erschrocken die Thiere, und brachten Steine von allen Seiten herbeigeschleppt, endlich kam auch ein alter dicker Quackfrosch aus dem Grunde herauf gerudert, und hatte das rothe Band mit dem Wunderstein im Mund. Da war der Bär froh, nahm dem Frosch seine Last ab, sagte, es wäre alles gut, sie könnten wieder nach Hause gehen, und machte einen kurzen Abschied. Darauf fuhren die drei den Fluß hinab zu dem Mann im Kasten, sprengten den Deckel mit Hülfe des Steins, und kamen zu rechter Zeit, denn er hatte das Brod schon aufgezehrt und das Wasser getrunken und war schon halb verschmachtet. Wie er aber den Wunderstein wieder in die Hände bekam, wünschte er sich eine gute Gesundheit, und versetzte sich in sein schönes Schloß mit dem Garten und Marstall; da lebte er vergnügt, und die drei Thiere blieben bei ihm und hatten's gut ihr Lebenlang.

### Das Bürle.

Es war ein Dorf, darin saßen lauter reiche Bauern, und nur ein armer, den nannten sie das Bürle (Bäuerlein). Er hatte nicht einmal eine Kuh und noch weniger Geld, eine zu kaufen; und er und seine Frau hätten so gern eine gehabt. Einmal sprach er zu ihr „hör, ich habe einen guten Gedanken, da ist unser Gevatter Schreiner, der soll uns ein Kalb aus Holz machen und braun anstreichen, daß es wie ein anderes aussieht, mit der Zeit wirds wohl groß und giebt eine Kuh.“ Der Frau gefiel das auch, und der Gevatter Schreiner zimmerte und hobelte das Kalb zurecht, strich es an, wie sich's gehörte, und machte es so, daß es den Kopf unterhängte, als fräße es.

Wie die Kühe des andern Morgens ausgetrieben wurden, rief das Bürle den Hirt herein, und sprach „seht, da hab' ich ein Kälbchen, aber es ist noch klein, und muß noch getragen werden.“ Der Hirt sagte „schon gut,“ nahm's in seinen Arm, und trug's hinaus auf die Weide, da stellte er's in's Gras. Das Kälbchen blieb da immer stehen wie ein's das frißt, und der Hirt sprach „das wird bald selber laufen, guck einer, was es schon frißt!“ Abends als er die Heerde wieder heim treiben wollte, sprach er zu dem Kalb „kannst du

da stehen, und dich satt fressen, so kannst du auch auf deinen vier Beinen gehen, ich mag dich nicht wieder auf dem Arm heimschleppen.“ Das Bürle stand aber vor seiner Hausthür, und wartete auf sein Kälbchen; als nun der Kuhhirt durch's Dorf trieb, und das Kälbchen fehlte, fragte er darnach. Der Hirt antwortete „das steht noch immer draussen und frist; es wollte nicht aufhören und nicht mitgehen.“ Bürle aber sprach „ei was, ich muß mein Vieh wieder haben.“ Da gingen sie zusammen nach der Wiese zurück, aber einer hatte das Kalb gestohlen, und es war fort. Der Hirt sprach „es wird wohl wohin gelaufen sein.“ Das Bürle aber sagte „mir nicht so!“ und führte den Hirten vor den Schultheiß, der verdammte ihn für seine Nachlässigkeit, daß er dem Bürle für das entkommene Kalb mußte eine Kuh geben.

Nun hatte das Bürle und seine Frau die lang gewünschte Kuh; sie freuten sich von Herzen, hatten aber kein Futter, und konnten ihr nichts zu fressen geben, also mußte sie bald geschlachtet werden. Das Fleisch salzten sie ein, und das Bürle ging in die Stadt, und wollte das Fell dort verkaufen, um für den Erlös ein neues Kälbchen zu bestellen. Unterwegs kam er an eine Mühle, da saß ein Rabe mit gebrochenen Flügeln, den nahm er aus Erbarmen auf, und wickelte ihn in das Fell. Weil aber das Wetter so schlecht ward, und Wind und Regen stürmte, konnte er nicht weiter, fehrte in die Mühle ein, und bat um Herberge. Die Müllerin war allein zu Haus, und sprach zu dem Bürle „da

leg dich auf die Streu,“ und gab ihm ein Käsebrod. Das Bürle aß, und legte sich nieder, sein Fell neben sich, und die Frau dachte „der ist müde und schläft“. Indem kam der Pfaff, und die Frau Müllerin empfing ihn wohl, und sprach „mein Mann ist aus, da wollen wir uns traktiren.“ Bürle horchte auf, und wie's von traktiren hörte, ärgerte es sich, daß es mit Käsebrod hatte vorlieb nehmen müssen. Da trug die Frau herbei, und trug vielerlei auf, Braten, Salat, Kuchen und Wein.

Wie sie sich nun setzten und essen wollten, klopfte es draußen; sprach die Frau „ach Gott, das ist mein Mann!“ Geschwind versteckte sie den Braten in die Ofenfachel, den Wein unter's Kopfkissen, den Salat auf's Bett, den Kuchen unter's Bett, und den Pfaff in den Schrank auf dem Hausehrn. Darnach machte sie dem Mann auf, und sprach „gottlob, daß du wieder hier bist!“ Der Müller sah's Bürle auf dem Streu liegen, und fragte „was will der Kerl da?“ „Ach,“ sagte die Frau, „der arme Schelm kam in dem Sturm und Wetter, und bat um ein Obdach, da hab ich ihm ein Käsebrod gegeben, und ihm die Streu angewiesen.“ Der Mann sprach „ich habe nichts dagegen, aber schaff mir bald etwas zu essen.“ Die Frau sagte „ich habe aber nichts als Käsebrod.“ „Ich bin mit allem zufrieden,“ antwortete der Mann, „meinetwegen mit Käsebrod,“ sah das Bürle an, und rief „komm, und isß noch einmal mit.“ Bürle ließ sich das nicht zweimal sagen, stand auf, und aß mit. Darnach fragte der Müller „was hast

du da bei dir im Fell?“ Das Bürle antwortete „da hab ich einen Wahrsager drin.“ „Kann der mir auch wahr sagen?“ sprach der Müller. „Warum nicht?“ antwortete das Bürle, „er sagt aber nur vier Dinge, und das fünfte behält er bei sich.“ Der Müller war begierig, und sprach „laß ihn einmal wahr sagen.“ Da drückte Bürle dem Raben auf den Kopf, daß er quackte und frf frf machte. Der Müller sprach „was hat er gesagt?“ Bürle antwortete „erstens hat er gesagt, es stecke Wein unter'm Kopfkissen.“ „Das wäre des Guckgucks!“ rief der Müller, ging hin, und fand den Wein. „Nun weiter“ sprach der Müller. Das Bürle ließ den Raben wieder quacksen, und sprach „zweitens, hat er gesagt, wäre Braten in der Ofenkachel.“ „Das wäre des Guckgucks!“ rief der Müller, ging hin und fand den Braten. Bürle ließ den Raben noch mehr weissagen, und sprach „drittens, hat er gesagt, wäre Salat auf dem Bett.“ „Das wäre des Guckgucks!“ rief der Müller, ging hin, und fand den Salat. Endlich drückte das Bürle den Raben noch einmal, daß er knurrte, und sprach „viertens, hat er gesagt, wäre Kuchen unter'm Bett.“ „Das wäre des Guckgucks!“ rief der Müller, ging hin und fand den Kuchen.

Nun setzten sich die zwei zusammen an den Tisch, die Müllerin aber kriegte Todesängste, legte sich ins Bett, und nahm alle Schlüssel zu sich. Der Müller hätte auch gern das fünfte gewußt, aber Bürle sprach: „erst wollen wir die vier andern Dinge ruhig essen, denn das fünfte ist etwas schlimmes.“ So aßen sie, und

darnach ward gehandelt, wie viel der Müller für die fünfte Wahrsagung geben sollte, bis sie um dreihundert Thaler einig wurden. Da drückte das Bürle dem Raben noch einmal an den Kopf, daß er laut quackte. Der Müller fragte „was hat er gesagt?“ Das Bürle antwortete „er hat gesagt, draußen im Schrank auf dem Hausehörn, da steckt der Teufel.“ Der Müller sprach „der Teufel muß hinaus,“ und sperre die Hausthür auf, die Frau aber mußte den Schlüssel hergeben, und Bürle schloß den Schrank auf. Da lief der Pfaff was er konnte hinaus, und der Müller sprach „ich habe den schwarzen Kerl gesehen.“ Bürle aber machte sich am andern Morgen in der Dämmerung mit den dreihundert Thalern aus dem Staub.

Dahem that sich das Bürle nach und nach auf, baute ein hübsches Haus, und die Bauern sprachen „das Bürle ist gewiß gewesen, wo der goldne Schnee fällt, und man das Geld mit Scheffeln heimträgt.“ Da ward Bürle vor den Schultheiß gefordert, es sollte sagen, woher es den Reichthum hätte. Es antwortete „ich habe mein Kuhfell in der Stadt für dreihundert Thaler verkauft.“ Als die Bauern das hörten, wollten sie auch den Vortheil genießen, liefen heim, schlugen all' ihre Kühe todt, und zogen die Felle ab, um sie in der Stadt mit großem Gewinn zu verkaufen. Der Schultheiß sprach „meine Magd muß aber vorangehen.“ Als diese zum Kaufmann in die Stadt kam, gab er ihr nicht mehr als drei Thaler für ein Fell; und als die übrigen kamen, gab er ihnen nicht einmal so viel,

und sprach „was soll ich mit all' den Fellen anfangen?“

Nun ärgerten sich die Bauern, daß sie vom Bürle hinter's Licht geführt waren, wollten Rache an ihm nehmen, und verklagten es wegen des Betrugs beim Schultheiß; dieser verurtheilte das unschuldige Bürle zum Tod, und daß es in einem löchrigten Faß sollte ins Wasser gerollt werden. Bürle ward hinausgeführt, und ein Geislicher gebracht, der ihm eine Seelenmesse lesen sollte. Nun mußten die andern sich alle entfernen, und wie das Bürle den Geislichen anblickte, so erkannte es den Pfaffen, der bei der Frau Müllerin gewesen war. Es sprach zu ihm „ich habe euch aus dem Schrank befreit, befreit mich aus dem Faß;“ und als gerade ein Schäfer mit einer Heerde Schafe daher trieb, von dem das Bürle wußte, daß er längst gerne Schultheiß geworden wäre, so rief es laut „nein ich thu's nicht! und wenn's die ganze Welt haben wollte, nein ich thu's nicht!“ Der Schäfer, der das hörte, kam herbei und fragte „was hast du vor? was willst du nicht thun?“ Bürle sprach „da wollen sie mich zum Schultheiß machen, wenn ich mich in das Faß setze, aber ich thu's nicht.“ Der Schäfer sagte „wenn's weiter nichts ist, um Schultheiß zu werden, wollt' ich mich gleich in das Faß setzen.“ Bürle sprach „willst du dich hinein setzen, so wirst du auch Schultheiß.“ Der Schäfer war's zufrieden, setzte sich hinein, und das Bürle schlug den Deckel drauf, und trieb darnach des Schäfers Heerde fort. Nun ging der Pfaff zur Gemeinde, und sagte, die Seelenmesse wäre gelesen. Da kamen sie, und rollten das

Faß nach dem Wasser hin. Als das Faß zu rollen anfang, rief der Schäfer „ich will ja gerne Schultheiß werden.“ Sie glaubten nicht anders, als das Bürle schrie so, und sprachen „das meinen wir auch, aber erst sollst du dich da unten umsehen,“ und rollten das Faß ins Wasser hinein.

Darauf gingen die Bauern heim, und wie sie in's Dorf kamen, kam auch das Bürle daher, und trieb eine Heerde Schafe ruhig ein, und war ganz zufrieden. Da erstaunten die Bauern, und sprachen „Bürle wo kommst du her? kommst du aus dem Wasser?“ „Freilich,“ antwortete das Bürle, „ich bin versunken tief, tief, bis ich endlich auf den Grund kam, ich stieß dem Faß den Boden aus, und kroch heraus, da waren schöne Wiesen, auf denen viele Lämmer weideten, davon bracht ich mir die Heerde mit.“ Die Bauern sprachen „sind noch mehr da?“ „D ja,“ sagte das Bürle, „mehr als ihr brauchen könnt.“ Da verabredeten sich die Bauern, daß sie sich auch Schafe holen wollten, jeder eine Heerde; der Schultheiß aber sagte „ich komme zuerst.“ Nun gingen sie zusammen zum Wasser, da standen gerade am Himmel kleine Flockwolken, die man Lämmerchen nennt, die spiegelten sich im Wasser ab, da riefen die Bauern „wir sehen schon die Schafe unten auf dem Grund.“ Der Schulz drängte sich hervor, und sagte „nun will ich zuerst hinunter, und mich umsehen; wenn's gut ist, will ich euch rufen.“ Da sprang er hinein, „plump“ klang es im Wasser. Sie meinten nicht anders, als er riefen ihnen zu „kommt!“ und der

ganze Haufe stürzte in einer Hast hinter ihm drein. Da war das Dorf ausgestorben, und Bärle war der einzige Erbe und ein reicher Mann.

---

### Der Wolf und der Mensch.

Der Fuchs erzählte einmal dem Wolf von der Stärke des Menschen, kein Thier könnte ihm widerstehen, und sie müßten List gebrauchen, um sich vor ihm zu erhalten. Da antwortete der Wolf „wenn ich nur einmal einen Menschen zu sehen bekäme, ich wollte doch auf ihn losgehen.“ „Dazu kann ich dir helfen,“ sprach der Fuchs, „komm nur Morgen früh zu mir, so will ich dir einen zeigen.“ Der Wolf stellte sich frühzeitig ein, und der Fuchs brachte ihn hinaus auf den Weg, den der Jäger alle Tage ging. Zuerst kam ein alter abgedankter Soldat. „Ist das ein Mensch?“ fragte der Wolf. „Nein,“ antwortete der Fuchs, „das ist einer gewesen.“ Danach kam ein kleiner Knabe, der zur Schule wollte. „Ist das ein Mensch?“ „Nein, das will erst einer werden.“ Endlich kam der Jäger, die Doppelflinte auf dem Rücken, und den Hirschfänger an der Seite. Der Fuchs sprach zum Wolf „siehst du, dort kommt ein Mensch, auf den mußt du losgehen, ich aber will mich fort in meine

Höhle machen.“ Der Wolf ging nun auf den Menschen los, der Jäger, als er ihn erblickte, sprach „es ist Schade, daß ich keine Kugel geladen habe,“ legte an, und schoß dem Wolf das Schrot in's Gesicht. Der Wolf verzog das Gesicht gewaltig, doch ließ er sich nicht schrecken, und ging vorwärts, da gab ihm der Jäger die zweite Ladung. Der Wolf verbiß den Schmerz, und rückte dem Jäger zu Leibe; da zog dieser seinen blanken Hirschfänger, und gab ihm links und rechts ein paar Hiebe, daß er, über und über blutend, mit Geheul zu dem Fuchs zurück lief. „Nun, Bruder Wolf,“ sprach der Fuchs, „wie bist du mit dem Menschen fertig worden?“ „Ach,“ antwortete der Wolf, „so hab' ich mir die Stärke des Menschen nicht vorgestellt; erst nahm er einen Stock von der Schulter, und blies hinein, da flog mir etwas in's Gesicht, das hat mich ganz entsetzlich gekitzelt: darnach pustete er noch einmal in den Stock, da flog mir's um die Nase, wie Blitz und Hagelwetter, und wie ich ganz nah war, da zog er eine blanke Rippe aus dem Leib, damit hat er so auf mich losgeschlagen, daß ich beinahe todt wäre liegen geblieben.“ „Siehst du,“ sprach der Fuchs, „was du für ein Prahlhans bist: du wirfst das Beil so weit, daß du's nicht wieder holen kannst.“

### Die Sternthaler.

Es war einmal ein kleines Mädchen, dem waren Vater und Mutter gestorben, und es war so arm, daß es kein Kämmerchen mehr hatte, darin zu wohnen, und kein Bettchen mehr, darin zu schlafen, und gar nichts mehr, als die Kleider auf dem Leib, und ein Stückchen Brod in der Hand, das ihm ein mitleidiges Herz geschenkt hatte. Es war aber gut und fromm. Und weil es so von aller Welt verlassen war, ging es im Vertrauen auf den lieben Gott hinaus in's Feld. Da begegnete ihm ein armer Mann, der sprach „ach, gieb mir doch etwas zu essen, ich bin so hungerig.“ Es reichte ihm das ganze Stückchen Brod, und sagte „Gott segne dir's,“ und ging weiter. Da kam ein Kind, das jammerte, und sprach „es friert mich so an meinem Kopfe, schenk' mir doch etwas, womit ich ihn bedecken kann.“ Da that es seine Mühe ab, und gab sie ihm. Und als es noch eine Weile gegangen war, kam wieder ein Kind, und hatte kein Leibchen an, und fror: da gab es ihm das seine; und noch weiter, da bat ein's um ein Röcklein, das gab es auch von sich hin. Endlich gelangte es in einen Wald, und es war schon dunkel geworden, da kam noch ein's, und bat um ein Hemdlein, und das fromme Mädchen dachte „es ist

dunkle Nacht, Niemand sieht dich, da kannst du wohl dein Hemd weg geben;" und gab das Hemd auch noch hin. Und wie es so stand, und gar nichts mehr hatte, fielen auf einmal die Sterne vom Himmel, und waren lauter harte blanke Thaler: und ob es gleich sein Hemdlein weg gegeben, so hatte es ein neues an vom allerfeinsten Linnen. Da sammelte es sich die Thaler hinein, und war reich für sein Lebtag.

---

## Die klare Sonne bringt's an den Tag.

Ein Schneidergesell reiste in der Welt auf sein Handwerk herum; nun konnte er einmal keine Arbeit finden, und doch war die Armuth bei ihm so groß, daß er keinen Heller Zehrgeld hatte. In der Zeit begegnete ihm auf dem Weg ein Jude, und da dachte er, der hätte viel Geld bei sich, und stieß Gott aus seinem Herzen, ging auf ihn los, und sprach „gieb mir dein Geld, oder ich schlag' dich todt.“ Da sagte der Jude „schenkt mir doch das Leben, Geld hab' ich keins, und nicht mehr als acht Heller.“ Der Schneider aber sprach „du hast doch Geld, und das soll auch heraus,“ brauchte Gewalt, und schlug ihn so lange, bis er nah' am Tod war. Und wie der Jude nun sterben wollte, sprach er das letzte Wort „die klare Sonne wird es an den Tag bringen!“ und starb damit. Der Schneidergesell griff ihm in die Taschen, und suchte nach Geld, aber er fand nicht mehr als die acht Heller, wie der Jude gesagt hatte. Da packte er auf, trug ihn hinter einen Busch, und zog weiter auf sein Handwerk. Wie er nun lange Zeit gereist war, kam er in einer Stadt bei einem Meister in Arbeit, der hatte eine schöne Tochter, in die verliebte er sich, und heirathete sie, und lebte in einer guten vergnügten Ehe.

Ueber lang, als sie schon zwei Kinder hatten, starben Schwiegervater und Schwiegermutter, und die jungen Leute hatten den Haushalt allein. Eines Morgens, wie der Mann auf dem Tisch vor dem Fenster saß,

brachte ihm die Frau den Kaffee, und als er ihn in die Unterschale ausgegossen hatte, und eben trinken wollte, da schien die Sonne darauf, und blinkte oben an der Wand so hin und her, und machte Kringel daran. Da sah der Schneider hinauf und sprach „ja, die will's gern an den Tag bringen und kann's nicht!“ Die Frau sprach „ei, lieber Mann, was ist denn das? was meinst du damit?“ Er antwortete „das darf ich dir nicht sagen.“ Sie aber sprach „wenn du mich lieb hast, mußt du mir's sagen,“ und gab ihm die allerbesten Worte, es sollt's kein Mensch wieder erfahren, und ließ ihm keine Ruhe. Da erzählte er, vor langen Jahren, wie er auf der Wanderschaft ganz abgerissen und ohne Geld gewesen, habe er einen Juden erschlagen, und der Jude habe in der letzten Todesangst die Worte gesprochen „die klare Sonne wird's an den Tag bringen!“ Nun hätt's die Sonne eben gern an den Tag bringen wollen, und hätt' an der Wand geblinket und Kringel gemacht, sie hätt's aber nicht gekonnt. Danach hat er sie noch besonders, sie dürfte es Niemand sagen, sonst käm er um sein Leben, das versprach sie auch; als er sich aber zur Arbeit gesetzt hatte, ging sie zu ihrer Gevatterin, und erzählte es der, wenn sie's keinem Menschen wieder sagen wollte; ehe aber drei Tage vergingen, wußte es die ganze Stadt, und der Schneider kam vor das Gericht, und ward gerichtet. Da brachte es doch die klare Sonne an den Tag.